

Der Fluch der sieben Monde
Band 2 – Die Rache der Prinzessin
Luzia Dworschak

der
fluch
der
sieben
monde

DIE RACHE DER PRINZESSIN

luzia dwoischak

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über dnb.dnb.de abrufbar.

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß §44b UrhG („Text und Data Mining“) zu gewinnen, ist untersagt.

© 2025 Luzia Dworschak
Luzia Dworschak
c/o Autorenservice Gorischek
Am Rinnergrund 14/5
8101 Gratkorn Österreich

Lektorat: Waltraud Grill
Korrektorat: Waltraud Grill
Buchsatz: Veronika Weinseis
Coverdesign: Beautiful Covers by Ivy

Verlag: BoD · Books on Demand GmbH, Überseering 33, 22297
Hamburg, bod@bod.de

Druck: Libri Plureos GmbH, Friedensallee 273, 22763 Hamburg

ISBN: 9783819213588

MARYL

HAUPTSTADT VON MYLOR

ÜBUNGSPLATZ

SCHLOSSGARTEN

ZEUGHAUS

SCHLOSS

SCHLOSSPLATZ

TRIGALDENWALD

OSTBRUNNEN

TAVERNE

MARKTPLATZ

WESTBRUNNEN

MULLER

BACKEREI

SCHMIED

ZUNTHAUS

BRÄUEREI

FLEISCHEREI

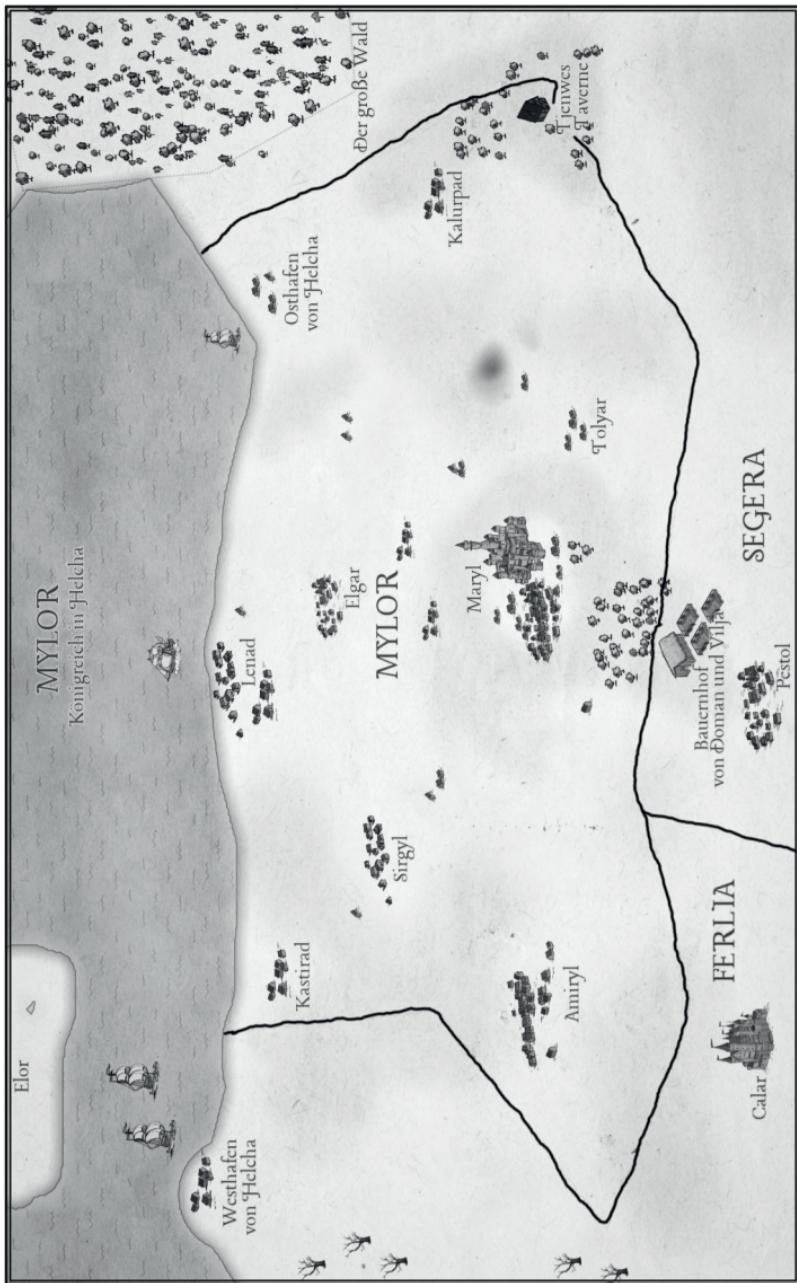
GERBEREI

WEBEREI

CORCHIRS HOF

DIANDORS HÜTTE

XANOHEKS HÜTTE



Triggerwarnungen

Nachfolgende Themen werden in diesem Buch behandelt oder angeschnitten. Wer sich unwohl dabei fühlt oder denkt, davon negativ beeinflusst zu werden, sollte dieses Buch entweder zur Seite legen oder nur in einem sicheren Umfeld lesen. Ich möchte mit meiner Literatur niemandem schaden und hoffe auf Ehrlichkeit sich selbst gegenüber, wenn eines der Themen ein Problem darstellen könnte.

Blut
Fehlgeburt
Gewalt
Konsum berauschender Substanzen
Krieg
religiöses Trauma
Schwangerschaft
Selbstmord
sexuelle Gewalt
Sklaverei
Tod
Verstümmelung

Was zuvor geschah ...

Um ihren Vater, König Kel, und ihr Königreich Mylor zu retten, musste Prinzessin Luminda eine gefährliche Reise auf sich nehmen. Zusammen mit ihrem Begleiter, dem Krieger Dijandor, hat sie die Aufgabe, die vier Elemente für die Erschaffung des heiligen Amulett zusammenzutragen, gemeistert, sodass die sieben Monde – die Gottheiten der Welt Zentland – kein Verderben über das Königreich brachten. Auf ihrer Reise durch ganz Zentland lernte sie viele Kulturen kennen und erfuhr auch einiges über sich selbst. Sie begann das, was ihr bislang vorgelebt worden war, zu hinterfragen, und bildete sich eine eigene Meinung. Diese Tatsache und die verbotene Liebe, die sich zwischen ihr und Dijandor entwickelt hatte, brachten sie bei ihrer Rückkehr in große Schwierigkeiten. Gemäß den Regeln der Religion *Filad* wurde sie mit dem *Kennzeichen* versehen – einer Tätowierung, die sie auf ewig als Sünderin und Verräterin abstempeln sollte. Ihre Stiefschwester Sillondet, zu der sie kein gutes Verhältnis hat, wurde einem Lord aus der Stadt Lenad versprochen – ein erster Schritt, der nötig war, damit Sillondet das Königreich erben könnte. Nun beginnt Luminda ein neues Leben – als eine Frau des gemeinen Volks in der Königsstadt Maryl. Doch sie wird die Herrschaft nicht kampflos an ihre Stiefschwester abtreten ...



Prolog

Der Duft süßen Kuchens durchströmte die Luft und auf dem gesamten Platz hörte man fröhliches Kinderlachen. Auch ein Musiker war anwesend und spielte auf seiner Laute heitere Kinderlieder. Mit farbenfrohen Tüchern geschmückt sah der Ort wahrlich zauberhaft aus. Wie aus einer anderen Welt. Alles zu Ehren von Sillondet, die die Vollendung ihres zehnten Lebensjahres feierte.

In einer ihrer besten Kleider gehüllt, unterhielt sich ihre Mutter Arelei mit den anwesenden Gästen. Die eingeladenen Kinder stammten aus wohlhabenden Adelsfamilien. Diese brachten wertvolle Geschenke für das nun zehnjährige Kind mit, was vor allem im Interesse der Mutter lag. Sie hatte ihre Beziehungen spielen lassen, um dieses Fest ausrichten zu können.

Gerade fand ein Spiel statt, bei dem sich einige Kinder versteckten und andere sie suchten. Sillondet wusste genau, wo sich die guten Verstecke befanden. Und so lief sie ein kleines Stück weiter weg als alle anderen. Dorthin, wo die Bäume dichter standen. Ihr weißes Seidenkleid wehte dabei verspielt im Wind.

An einem morschen Baumstumpf kam sie keuchend zum Stillstand. Sie konnte schon immer schneller laufen als die anderen. Diesen Vorteil wusste das Mädchen gut zu nutzen und war sich ihres Sieges bei dem Spiel sicher. Sie hoffte inständig, dass dies ihre Mutter glücklich machen würde. Sie würde sie vielleicht sogar einmal in den Arm nehmen –



eine Berührung, die ihr häufig verwehrt wurde und die nur besonderen Anlässen vorbehalten war.

»Das macht dich nur schwach«, sagte Arelei immer, wenn ihre Tochter sich nach Zuneigung sehnte. »Dann wirst du nie besser sein als die anderen.«

Das Mädchen konnte die Worte noch nicht richtig verstehen. Doch sie lösten etwas in ihm aus. So versuchte es immer, am schnellsten, schönsten und klügsten zu sein. Oft gelang ihm dies.

Mit pochendem Herzen und einem verbissenen Lächeln auf den Lippen ging Sillondet in die Hocke. In diesem Waldstückchen war sie weit weg von der Festgesellschaft. Die Klänge der Laute waren weit entfernt.

Vor lauter Aufregung hatte Sillondet nicht gehört, dass sich jemand genähert hatte. Doch es war kein Mensch – schon gar kein adeliger. Vielmehr war da ein kleines Wesen, kaum größer als ein Insekt.

Sillondets Augen weiteten sich, als sie das Wesen erblickte. Sie schreckte zurück und saß nun da – mit ihrem weißen Kleid auf dem schmutzigen Boden voller Laub, mit dem Rücken fest an den Baumstumpf gelehnt, ihr Herz heftig gegen ihre Brust hämmern.

»Wer bist du?«, fragte das Mädchen leise.

Schimmernd und funkeln schwebte das Wesen durch die Luft. Geschäftig betrachtete es Sillondet von allen Seiten. Dann ertönte seine Stimme – ganz zart und wie von einer anderen Welt.

»Ich bin Mastyrik«, sprach das Stimmlein. »Ich gehöre dem Feenland an und offenbare mich Euch heute an Eurem großen Tag.«

Sillondet hatte ein solches Wesen noch nie gesehen. Die Feen kamen nur selten aus dem Feenland nach Zentland. Genau genommen konnten nur Mädchen im Alter von zehn Jahren eine erblicken. Allen, die älter waren, blieb der

Zauber verborgen. Doch Sillondet konnte von alldem nichts wissen.

»Und was machst du hier?«, fragte Sillondet mit großen Augen.

»Ich bin gekommen, um Euch einen Wunsch zu erfüllen«, entgegnete Mastyrik mit strahlenden Augen.

Blitzschnell streckte Sillondet ihre Hand aus und versuchte, nach der Fee zu schnappen. Sie verfehlte sie. Wie konnte es auch anders sein.

»Was tut Ihr?«, sprach die Fee entsetzt.

»Bist du echt?«, fragte Sillondet neugierig. »Ich will dich anfassen.«

»Anderen Wesen ist es nicht erlaubt, eine Fee zu berühren«, erklärte Mastyrik. »Dies brächte ein großes Unglück über Euch.«

Sillondet war davon fasziniert, wie still das kleine Wesen in der Luft stehen konnte, indem es seine winzigen Flügel blitzschnell bewegte. So schnell, dass es so wirkte, als würden sie sich gar nicht bewegen.

»Also ...«, setzte Mastyrik erneut an. »Wie kann ich Euch dienen? Was ist Euer Wunsch?«

Wenn Sillondet in diesem Augenblick ehrlich zu sich selbst gewesen wäre, hätte sie einen klaren Wunsch aussprechen können. Sie wollte, dass ihre Mutter nicht immer so abweisend zu ihr wäre. Sie sehnte sich nach Geborgenheit und Liebe. Doch wie sollte ein Kind von gerade einmal zehn Jahren diese Dinge begreifen oder gar benennen können?

»Ich wünsche mir ...«, begann Sillondet, doch schnell verstummte sie. Sie blickte zu Boden, auf das Laub unter ihren Füßen.

Die Fee schwebte etwas näher an das Mädchen heran, um ihr Interesse zu bekunden.

Sillondets Stirn war in Falten gelegt.

Auf einmal hörte sie das Geschrei der anderen Kinder. Waren sie ihr etwa schon auf der Spur? Musste sie sich ein besseres Versteck suchen, um wirklich zu gewinnen?

»Komm noch etwas näher«, bat sie die Fee leise und setzte ein zuckersüßes Lächeln auf. Ihre Mutter lächelte ebenfalls oft auf diese Weise. Mastyrik gehorchte ihr und schwebte nun dicht vor dem Mädchen.

Sillondet konnte nun genau sehen, wie so eine Fee aussah. Sie hatte einen schlanken, menschenähnlichen Körper mit zwei Flügelpaaren, wie eine Libelle sie hatte. Die Fee war in ein hübsches, winziges Kleid gehüllt, das vielmehr nach einem magischen Schimmer aussah als nach einem Stoff. Der Gesichtsausdruck der Fee war friedlich und strahlte nichts als Glück aus. Doch irgendetwas störte Sillondet an ihr.

Plötzlich streckte das Mädchen erneut ihre Hand aus – dieses Mal um einiges schneller als zuvor. Obwohl Mastyrik versuchte, dem Kindergriff auszuweichen, wurde sie fest von Sillondet gepackt. Mit zusammengekniffenen Augen und strichförmigen Lippen sah das Mädchen die Fee an. Sie hielt sie nun in der linken Hand – was sollte schon passieren?

»Sillondet!« Wir haben dich gleich gefundeeeen«, rief eine Stimme, die gefährlich nah klang. Bald war ihr Versteck aufgeflogen.

Da Sillondet nicht wusste, was sie mit der Fee machen sollte, nun, als sie sie gefangen hatte, steckte sie sie kurzerhand in ein Beutelchen, das an ihrem Kleid festgemacht war. Mit einem Ruck zog sie die Schnur fest, um den Beutel zu schließen. Ein leiser Schrei war zu hören, doch Sillondet redete sich ein, dass das nur der Wind gewesen war, der durch die Bäume zischte.

»Ha! Hab' ich dich«, rief ein Junge und stand mit einem Mal vor Sillondet.

Kurz sah das Mädchen irritiert aus, doch schnell schüttelte sie das seltsame Gefühl von eben ab.

»Ich habe sicherlich gewonnen«, sprach sie und zog die Augenbrauen nach oben.

»Das hast du in der Tat«, äußerten sich ein paar ihrer Freunde, die nun ebenfalls an ihrem Versteck angelangt waren.

»Doch dürfen wir so weit weg von dem Fest sein?«, fragte ein kleiner, etwas rundlicher Junge unsicher.

»Ich bin Sillondet, die Tochter der schönen Arelei, ich darf hier alles«, antwortete das Mädchen selbstbewusst, stand auf, richtete ihren Rücken gerade, wie es ihr ihre Mutter gezeigt hatte, und stolzierte an den anderen Kindern vorbei.

»Igitt, was hast du da an der Hand?«, fragte ein anderes Kind angewidert und zeigte mit ausgestrecktem Finger auf Sillondets Hände.

Sie sah auf ihre Hände herab. Dort, wo sie die Fee in ihrer Hand gehalten hatte, haftete ein schwarzer Schleim. Es schüttelte das Mädchen vor Ekel, doch vor den anderen würde sie das nicht zugeben.

»Das ist nur Harz«, antwortete sie daher. »Das ist normal, wenn man sich in einem Wald befindet.«

Als die anderen wegsahen, wischte sie ihre Hand panisch am Saum ihres Kleides ab. Dabei sah sie, dass der schwarze Schleim gar nicht wirklich schwarz, sondern vielmehr dunkelrot war. Ängstlich blickte sie zu der Fee in den Beutel.

Mit abgeknickten Flügeln, gänzlich ohne Schimmer und mit einem Bein, das nur noch lose an ihrem Körper hing, lag sie da. Wenn sie wegsah, war es nie geschehen. Das redete sie sich zumindest ein. Sillondet wollte die Sache gerade auf sich beruhen lassen, als sie das feine Stimmchen der kleinen Seele vernahm.

»Bitte helft mir«, krächzte die Fee kaum wahrnehmbar.
»Ich bin schwer verletzt und brauche Hilfe. Dann erfülle
ich Euch auch Euren Wunsch!«

Verzweiflung lag in ihrer Stimme.

Sillondet zögerte. Dann sagte sie voll Hass und Häme:
»Wo ist dein Schimmer jetzt? Ich brauche deine Hilfe
nicht, wie du siehst. Ich bin nämlich die wunderbare Sil-
londet!«

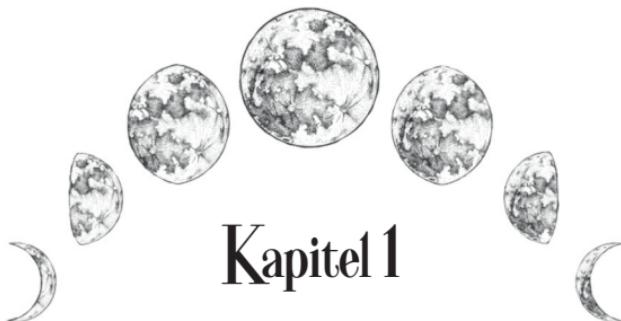
Entsetzt starnte die Fee aus dem Beutel zu dem Mädchen
empor.

»Das werdet Ihr bereuen«, sprach sie leise. »Mit meinem
letzten Atemzug werde ich Euch verfluchen!«

»Mach doch«, entgegnete ihr Sillondet schnippisch. »Du
wirst schon sehen, wie viel dir das nützt.«

Dann verschloss sie den Beutel wieder, atmete kurz tief
ein und packte ihn anschließend so fest mit beiden
Händen, dass sie es unter ihren Fingern knacken spüren
konnte. Eilig rannte sie zurück zur Festgesellschaft.

Das Fest zu Ehren des Geburtstagskindes ging noch
einige Stunden. Es wurde gelacht, gespeist und getanzt.
Wenn das Haussmädchen später die Wäsche waschen
würde, würde es heißen, dass Sillondet wohl einen Käfer in
ihrem Beutelchen zerquetscht hatte. Der Blutfleck würde
sich nie aus dem weißen Stoff entfernen lassen. Er brannte
sich ein, um in Ewigkeit an die grausame Tat des zehnjäh-
rigen Mädchens zu erinnern. Für Verwunderung würde
jedoch das Mal auf der Innenseite ihrer linken Hand
sorgen, welches ab diesem Tag ein Teil von ihr wurde.
Auch dieses sollte Sillondet bis an ihr Lebensende daran
erinnern, zu welch grauenvollen Taten sie imstande war.



Kapitel 1

Dichter, purpurfarbener Nebel hing über dem Berg Moli. Xanœk hatte sich auf eine Seelenreise zu den sieben Monden begeben. Sie tat das, was ihre Aufgabe als Schamanin war: Sie diente ihrem Königreich, aber noch mehr diente sie den Gottheiten dieser Welt. Ihrer aller Schicksale lagen in den Händen der sieben Monde. Dank Luminda und Dijandor war es möglich gewesen, ein neues Amulett zu erschaffen. Doch damit allein war die Angelegenheit noch nicht geklärt.

»Du trittst vor uns, Xanœk, die Weise«, dröhnte es aus der endlosen Leere.

Die Stimme der sieben Monde war tief und brachte alles zum Vibrieren.

»Ihr habt das Königreich Mylor verschont«, entgegnete sie mit bebender Stimme. »Dafür bin ich Euch zutiefst dankbar.«

»Du bist eine treue Dienerin der sieben Monde«, hörte sie die Stimme sprechen. Sie warf einen Blick auf das Abbild Mylors. Das Königreich erschien so wie immer. So, als wäre nie etwas vorgefallen. Doch Xanœk wusste ebenso wie die sieben Monde, dass das, was vorgefallen war, eine große Katastrophe war.

»Der König war schwer krank«, sprach sie, »doch nun scheint sich Linderung zu zeigen.«

In der Tat wurde der König von Tag zu Tag gesünder, seit Luminda mit den vier Elementen für das neue heilige

Amulett zurückgekehrt war. Jedoch lag es gewiss nicht an der Rückkehr seiner Tochter, da er diese kurz danach aus dem Königshof verbannt hatte. Es musste mit dem heiligen Amulett zusammenhängen.

»Der Verlust eines Amulets macht einen König in Zentland schwer krank«, erwiderte die Stimme der sieben Monde. »Derjenige, der das heilige Amulett missachtet und es nicht ehrt, wird mit schwerer Krankheit bestraft.«

Xanœk rührte sich nicht. In ihrer Weisheit hatte sie bereits geahnt, dass die schwere Krankheit des Königs mit dem Verlust des heiligen Amulets zusammenhing. Und doch wusste bislang niemand, wo das alte Amulett abgeblieben war.

»Wir spüren, was dich beschäftigt«, dröhnte da die Stimme der sieben Monde, und die Schamanin blinzelte durch den dichten Nebel nach oben. »Nicht alles können die Menschen begreifen.«

»Ich bin aber keine gewöhnliche Sterbliche«, entgegnete Xanœk entschlossen. »Ich begreife viele Dinge.«

Es folgte eine Pause, die sich für einen Menschen wie eine halbe Ewigkeit, jedoch für die Gottheiten nur wie ein Wimpernschlag anfühlte. Dann ergriffen die sieben Monde das Wort, um ihrer Schamanin eine Antwort zu geben.

»Dann höre dies und achte gut auf unsere Worte: Es ist viele Jahre her, dass die sieben Monde, die Gottheiten, die über allen Völkern, den Menschen, Elfen, Trachiden und Legemuren gleichermaßen stehen, heilige Amulette an die sieben Schamanen in Zentland überreichten. Diese Schamanen stammen allesamt von uns. Sie sind *wir*, weil sie einen Teil von uns tragen. Und doch haben sie menschliche, elfische, trachidische und legemurische Anteile in sich. Die Schamanen und die heiligen Amulette wurden in Zentland zu einem einfachen Zweck erschaffen: damit Frieden zwischen den Königreichen herrsche. Doch was

bedeutet für euch Frieden? Hat ›Frieden‹ in der Sprache der niederen Wesen eine andere Bedeutung als in der unserren?«

Xaneek zögerte. Die Frage, die im Raum stand, schien von rhetorischer Natur zu sein, doch die Pause machte sie stutzig. Sie entschied sich dazu, das Gesprochene der sieben Monde vollständig in sich aufzunehmen, ohne selbst das Wort zu ergreifen.

»Für uns bedeutet Frieden Gleichheit. Er bedeutet, dass es keine Unterschiede zwischen den Königreichen gibt. Die heiligen Amulette für die Könige und Königinnen dieser Welt sind gleichartig. Weshalb sind es nicht auch die Könige und Königinnen selbst?«

Die Worte hingen schwer wie der purpurfarbene Nebel in der Luft. Sie drückten wie Fäuste fest auf Xaneeks Seele. Ihr Geist war nun um einiges klarer. Erschöpft sank sie zu Boden. Es war kein Zufall gewesen, dass ausgerechnet König Kel sein Amulett verloren hatte. Denn es war nicht verloren gegangen. Es war vielmehr verschwunden. Es war von ihm genommen worden, so wie er den Frieden von vielen Menschen genommen hatte.

Mit einem knarrenden Geräusch schob Luminda die Tür zu der kleinen Hütte auf. Sie befand sich direkt neben der heiligen Stätte der Schamanin. So, wie es sich angehört hatte, war diese gerade auf dem Berg Moli gewesen und hatte Visionen gehabt. Luminda war zu müde, um darüber nachzudenken. Es war ein harter Tag gewesen.

Sie ging auf ihre kleine Feuerstelle zu, während sie sich die Stelle ihres Rückens rieb, die besonders stark schmerzte. Ihr Körper musste sich erst noch an das Landleben gewöhnen. Seit sie den Königshof verlassen hatte, war einiges anders geworden.

Ihr mittlerweile braunes Haar war zu einem lockeren Zopf geflochten. Inzwischen war es zumindest so lang nachgewachsen, dass sie es wieder zusammenbinden konnte. Als sie aus dem Schloss verbannt worden war, hatte sie es sich abgeschnitten. Sie war nicht mehr die Luminda, die sie einst gewesen war.

Mit einem lauten Schleifen zog sie den schweren Eisenkopf auf die Kochstelle. Er war bereits mit Rüben und anderem Gemüse gefüllt – doch vorwiegend Rüben. Das war es, was sie den ganzen Tag sah: Rüben und noch mehr Rüben. Sie pflegte die Rüben auf dem Feld, erntete die Rüben und verkaufte die Rüben auf dem Markt.

Dijandor hatte ihr eine Arbeit besorgt. Es war gar nicht so einfach gewesen, etwas Passendes zu finden. Als Königin-tochter von Mylor hatte sie nicht viele Fähigkeiten, für die das gewöhnliche Volk Verwendung hatte. Hinzu kam, dass sie von vielen geächtet wurde.

Deshalb auch die neue Haarfarbe. Das rote Haar war zu auffällig gewesen und sie war überall als Prinzessin Luminda erkannt worden. Diejenigen, die ihr nicht wohlgesonnen waren, rümpften im besten Fall nur die Nase. Im schlimmsten Fall spuckten sie nach ihr oder versuchten sogar, sie tatsächlich anzugreifen.

Die Schamanin Xanoëk hatte ihr gezeigt, wie sie einen Sud aus Rosskastanie herstellen konnte. In diesem ließ sie ihr Haar einige Zeit einweichen. Dadurch nahm es die braune Farbe an. Das Rot war nicht mehr gut sichtbar und sie konnte aus dem Haus gehen, ohne gleich erkannt zu werden.

Xanoëk war es auch, die ihr geholfen hatte, eine Bleibe zu finden. Nein, es waren Xanoëk und Dijandor gewesen. Direkt neben der heiligen Stätte der Schamanin, hinter dem kleinen Trigaldenwald, befand sich eine weitere Hütte, die eigentlich von Dijandor bewohnt wurde. Nun

lebten sie hier gemeinsam: Luminda und Dijandor. Das Paar, das keines sein durfte.

Luminda wusste jedoch schon lange nicht mehr, was sein durfte und was nicht. Sie wusste nur, dass sie ihr Leben mit Dijandor nicht jeden wissen lassen sollte. Und so trugen sie ein offenes Geheimnis mit sich. Tag für Tag.

Die Prinzessin hatte gelernt, aus einfachen Dingen nahrhafte Mahlzeiten zu kochen. Auch das hatte Xanæk sie gelehrt. Zudem kümmerte sie sich um die Sauberkeit in der Hütte. Sie war von der Königstochter zur Hausfrau geworden. Und obwohl das nie ihre Vorstellung von einem erfüllten Leben gewesen war, empfand sie keine Trauer darüber.

Natürlich vermisste sie das Leben als Prinzessin in gewisser Weise. Doch an den Königshof zurück würde sie nicht wollen – zumindest nicht als die Luminda, die sie gewesen war. Sie fühlte sich jetzt wie ein vollkommen neuer Mensch.

Und dann war da noch Dijandor – der starke Krieger an ihrer Seite, der sie beschützte und für sie sorgte. Sie würde ihn nicht mehr loslassen. In diesen Zeiten war er alles gewesen, was sie hatte. Und war es noch. Er hatte ihr gezeigt, wer sie wirklich war und wer sie sein konnte. Er hatte sie aufgeweckt. Und er war es auch gewesen, der es ihr überhaupt möglich gemacht hatte, das Königreich Mylor zu retten. Die sieben Monde hatten keine siebenhundert Jahre Verderbnis über das Königreich gebracht. Und das war ihr gemeinsamer Verdienst.

»Am schlimmsten ist die Zeit gewesen, in der ich von meiner Reise zurückgekehrt bin und von Dijandor getrennt am Königshof verweilen musste«, hatte sie Xanæk anvertraut, als sie in einer ruhigen Minute über die Ereignisse der letzten Wochen gesprochen hatten.

Xanæk war mehr als nur eine Magierin und Heilerin für Luminda. Sie war zu einer Freundin geworden, die ihr

noch immer stetig half, in ihrem neuen Leben zurechtzukommen. Sie war in der Tat sehr weise – so wie es ihr Name sagte.

»Luminda, ich bin zurück!«

Mit einem Stoß ging die Tür der Hütte auf und da stand er: in einem Gewand aus dunkelgrünem, rauen Walk und mit seinem Bogen über der Schulter – Dijandor.

Luminda wurde abrupt aus ihren Gedanken gerissen und ein Lächeln machte sich auf ihren Lippen breit. Dijandor lächelte ebenfalls und seine Augen hatten diesen sanften Ausdruck, den Luminda so liebte.

»Du bist hier!«

Luminda stürmte ihm entgegen und fiel ihm in die Arme. Für einen Moment hielt er sie. Dann zog er ihr Gesicht zu sich und warm spürte sie seine Lippen auf den ihren.

»Ich koche gerade Eintopf«, erklärte sie stolz und strich ihr graues Leinenkleid glatt, auf dem sich ein paar Flecken von der Arbeit auf dem Feld befanden.

»Dann wird das hier wunderbar dazu passen«, entgegnete Dijandor und schwang mit einem Mal einen toten Hasen hervor. Er hatte ihn sich mit einem Seil über die Schulter geworfen, sodass er an seinem Rücken gebaumelt war.

»Die Jagd war erfolgreich!«, rief Luminda freudig aus.
»So kenne ich meinen Krieger.«

Der Anblick eines toten Tiers – so ganz mit Haut und Haar war für die Königstochter noch immer befreindlich. Doch sie hatte sich schon etwas daran gewöhnt, dass Speisen eben so aussahen, ehe man sie auf dem Teller serviert bekam. Seit sie diejenige war, die das Essen zubereitete, hatte sie mehr Achtung dafür. Sie fand es tatsächlich auch sehr gut, mit eigenen Augen zu sehen, dass man ein echtes Lebewesen aß – nicht nur ein Stück Fleisch. So hatte sie

mehr Wertschätzung für das Leben und Dankbarkeit für ihre Speisen entwickelt.

Sie nahm den Hasen entgegen. Er roch nach Tod und sein Fell war weich.

»Soll ich ...?«, setzte Dijandor an, doch Luminda unterbrach ihn.

»Ich erledige das«, sprach sie mit einem entschlossenen Nicken.

Dijandor schmunzelte.

»Vor ein paar Monaten hätte sich das niemand vorstellen können«, stellte er fest. »Du hast dich sehr verändert, Luminda.«

Sie blieb einen Moment stehen und schenkte ihm ein sanftes Lächeln. Das Leben hier draußen war anders, es war härter. Doch es war um so viel schöner als das, was der Königshof bot.

Luminda warf sich ihren Lodenmantel um und begab sich – mit dem Hasen in der linken und einem großen Messer in der rechten Hand – nach draußen. Der Herbst neigte sich dem Ende zu und die Luft war schon recht kalt. Arbeiten draußen zu erledigen, vor allem abends, war äußerst unangenehm.

Auf einem Holztisch im Freien platzierte sie den Hasen, sodass er auf dem Bauch lag. Dijandor hatte ihm einen Schnitt durch die Kehle verpasst, sodass er bereits ausgeblutet war. Luminda setzte das Messer an, wie Dijandor es ihr gezeigt hatte: am Genick des Tieres, um einen großen Schnitt zu machen. Sie griff die Haut mit ihrer linken Hand und kniff sie zusammen. Dann glitt ihr Messer durch Fell und Fleisch.

Anschließend schnitt sie vom Bauch des Tieres zum Hals. Sie war sehr vorsichtig. Dijandor hatte sie gelehrt, nicht den Magen zu verletzen, um das Fleisch nicht zu verderben.

Dann wäre seine Jagd vollkommen umsonst gewesen und das Tier hätte grundlos sein Leben gelassen.

Um das Fell vom Fleisch zu lösen, hakte sie ihre Finger ein und zog mit der einen Hand nach vorne und mit der anderen nach hinten. Das Fell löste sich und das nackte Fleisch kam zum Vorschein.

Da der Hase am heutigen Tag erlegt worden war, ließ sich die Haut leicht öffnen und Luminda hatte das Tier in Kürze vorbereitet. Mit einem Ruck löste sie das restliche Fell vom Kadaver, schnitt Kopf und Blume ab und brach die Füße an den Knöcheln mit einem lauten Knacken ab.

Nun musste sie den Hasen nur noch von seinen Innenreien befreien. Dazu setzte sie mit der Klinge am Bauch des Tieres an und führte sie bis zum Hals. Sie betrachtete das Innenleben des toten Tiers: Dort waren die Gedärme, hier der Magen und da das Herz, das den Hasen am Leben erhalten hatte. Alles war so klein, so filigran. Und doch war alles perfekt und genau an seinem Platz.

Luminda griff mit ihren Händen tief in die Öffnung, zog die Innereien vorsichtig heraus und legte sie auf den Tisch. Ihre Hände waren inzwischen blutrot und der Geruch frischen Fleisches und Todes machte sich breit.

Als sie das erste Mal einen Hasen geschlachtet hatte, hatte sie sich fast übergeben müssen. Inzwischen hatte sie gelernt, wann sie die Luft anhalten und wann sie an etwas anderes denken sollte. Mit dieser Taktik gelang es ihr, ihre Aufgabe zu erfüllen.

Nachdem sie alles entfernt hatte, legte sie den ausgeweideten, kopf- und felllosen Körper in ein Gefäß mit Wasser. Sie schrubbte ihn mit ihren Händen, bis sie das Tier für sauber befand. Dann hing sie den Hasen an einen Haken, der eigens zu diesem Zweck am Holztisch befestigt war. Sie würde ihn noch einen Moment trocknen lassen, ehe sie ihn in den Kochtopf gab. Das schmutzige Wasser goss sie aus.

Während das Fleisch trocknete, wühlte sie das kleine Herz, die Leber und die Nieren aus dem Haufen aus Innereien. Dijandor hatte ihr gesagt, dass man all das bei einem Hasen essen konnte. Somit würde sie die Leber und die Nieren mit nach drinnen nehmen, um sie zuzubereiten. Für das Herz jedoch hatte sie etwas anderes vorgesehen.

Sie griff nach dem kleinen Organ. Klein und rund lag es in ihrer Handfläche. Vorsichtig schloss sie die Hand und ging ein paar Schritte zur Seite, bis sie an einer Trigalde angelangt war. Am Fuße des heiligen Baumes ging sie auf die Knie und verbeugte sich. Ein paar Worte an die sieben Monde sprechend, grub sie mit einem schaufelförmig gebogenen Ast eine kleine Kuhle. Dort hinein ließ sie das Hasenherz gleiten. Einen kurzen Augenblick verharrte sie noch dort. Der kalte Wind verwirbelte ihr Haar und stieß den Lodenmantel auf, sodass ein kalter Windhauch ihren Körper erfasste. Sie zuckte zusammen, schlang den Mantel wieder um sich und stand auf.

Luminda betrat die Hütte mit dem Hasen und den essbaren Innereien. Mit dem Ellenbogen stieß sie die Tür auf. Dijandor eilte herbei, um sie ihr aufzuhalten.

»Da hast du ganz schöne Arbeit geleistet«, staunte er. Seine Liebhaberin hatte noch nicht oft einen Hasen ausgenommen. Umso überraschter wirkte er, wenn sie mit einem so sauberen Ergebnis nach drinnen kam.

Warmer Luft zog Luminda entgegen und die Kälte war sogleich vergessen.

»Hatte dieser Hase wieder kein Herz?«, fragte Dijandor mit einem verschmitzten Lächeln, als er Lumindas Arbeit inspizierte.

»Wieder kein Herz«, entgegnete Luminda mit einem wissenden Lächeln. »Du kennst doch die Hasen in dieser Gegend ...«

Sie drückte Dijandor einen Kuss auf die Wange und errötete dabei selbst ein wenig. Das war es, wofür sie lebte. Sie verstanden sich, ohne das Offensichtliche auszusprechen.

»Dann lass uns das Essen zubereiten«, entgegnete Dijandor und ließ den Hasen in den inzwischen köchelnden Rübeneintopf gleiten.

»Meine Mutter kommt heute etwas später«, erklärte er, während er rührte, damit der Hase ganz unterging.

Xanæk war zumeist bei Dijandor und Luminda zu Gast. An manchen Tagen besuchten auch sie die Schamanin. Doch inmitten von Zaubertränken und -sprüchen entspannte es sich nicht so gut nach einem anstrengenden Tag.

»Ich freue mich schon«, antwortete Luminda lächelnd.

Sie würden einen schönen Abend verbringen. Ruhig, friedlich, mit einer warmen Mahlzeit. Morgen würde es wieder auf das Feld und in den Wald gehen. Luminda würde sich um das Hasenfell kümmern und sich im Nähen versuchen. Dijandor musste entweder nach Räubern Ausschau halten und sie zur Strecke bringen oder konnte Fische fangen und Hasen jagen. Das war das Leben, das sie nun lebte. Ruhe, Frieden und Eintracht. In einem Königreich, das weiter bestehen durfte.



Kapitel 2

Müde schlüpfte Luminda in ihr Leinenkleid. Der harte, naturfarbene Stoff kratzte auf ihrer weichen Haut – und das, obwohl das Leinen bereits gut eingetragen war. Ein neues Leinen könnte sie keinesfalls tragen. Wie die Menschen das zustande brachten, war ihr ein Rätsel.

Luminda hatte schon immer ihre Lieblingskleider gehabt. Als sie noch am Königshof gelebt hatte, war ihr die Wahl zwischen zwei ihrer Seidenkleider – dem grünen und dem rot-violetten – immer am schwersten gefallen. Doch seit sie in der Stadt Maryl inmitten einfacher Leute lebte, musste sie diese Entscheidung nicht mehr treffen.

Es waren erst wenige Monate, die sie hier unten lebte und nicht mehr im Gemach des Schlosses schlief. Und doch fühlte sich ihr Aufenthalt schon wie eine halbe Ewigkeit an. Sie verstand nun endlich, weshalb viele Menschen mürrisch waren und anderen mit Missgunst begegneten. Die andauernde Müdigkeit, die schwere Arbeit und das Tragen unangenehmer Stoffe waren oft auch für ihr sonst heiteres Gemüt zu viel.

Als sie mit Dijandor durch Zentland gereist war, um die vier Elemente für das heilige Amulett zusammenzutragen, bedeutete diese Zeit ebenfalls eine große Umstellung. Doch sie hatte die neuen Umstände immer als Ausnahme betrachtet. Bald wäre sie ja zurück am Königshof, hatte sie damals gedacht.

Jetzt war es endgültig.

Luminda seufzte.

Weder ihre damaligen Freunde am Königshof noch ihre Stiefschwester und nicht einmal ihr Vater wechselten noch ein Wort mit ihr. Nachdem sie aus dem Schloss verwiesen worden war und das Zeichen erhalten hatte, wollte sie noch einige Male einen Kontakt aufbauen. Sie versuchte, eine Audienz beim König, ihrem Vater, zu erlangen. Doch diese blieb ihr verwehrt.

Anfängliche Verzweiflung war in Groll umgeschlagen. Und dieser Groll saß in ihrem Herzen. Die meiste Zeit jedoch war sie zu müde, um sich zu beklagen. Oder wütend zu sein. Oder traurig.

Und sie hatte ja Dijandor. Ihren Fels, der ihr Halt gab.

Dieser war an diesem Morgen bereits früh losgezogen.

»Die besten Fische fangen sich, wenn es noch dunkel ist«, hatte er erklärt, die verbliebenen Innereien von gestern mitgenommen und sich auf zum nächsten See gemacht.

Während er sich der Fischerei widmete und dafür sorgte, dass Luminda, er selbst und seine Mutter ein warmes Essen auf dem Tisch hatten, würde sie selbst wieder ihrer Beschäftigung auf dem Feld nachgehen.

Eine gute Sache daran war, dass sie dies nur tun konnte, wenn es hell war. Im Dunkeln ließ sich ein Rübenacker nicht so gut bearbeiten. Und so konnte sie zumindest so lange ruhen, bis die Sonne aufgegangen war.

Sie rieb sich die Augen, während sie den Wasserkessel auf die Kochstelle hievte. Aus einem Tongefäß entnahm sie ein paar grün-braune Blätter, die zwischen ihren Fingern zu zerbröseln begannen. Diese gab sie in ihre Tontasse und wartete, bis das Wasser die gewünschte Temperatur erreicht hatte.

Luminda konnte nicht sagen, dass es ihr an etwas fehlte. Ganz im Gegenteil: Dijandor sorgte mehr als ausreichend für sie. Und auch wenn sie wenig Menschen um sich hatte,

war ihr das genug. Wenn sie ehrlich zu sich selbst war, hatte sie erst jetzt ihre ersten richtigen Freunde. Dijandor und Xanœk waren so gut zu ihr, wie es noch nie jemand gewesen war. Und sie fühlte sich so, als wäre sie angekommen. Auch wenn sie nicht genau wusste, wo.

Heimat. Das war vermutlich das Gefühl, das tief in ihrem Herzen schlummerte.

Sie hörte, wie das Wasser im Kessel siedete. Sie nahm ihn von der Kochstelle und goss das Wasser in ihre Tasse. Die trockenen Blätter schwammen an die Oberfläche und färbten das Wasser in einem grünlich-bräunlichen Ton.

Das einfache Leben. Es war ruhig.

Und doch trug sie eine tiefe Sehnsucht in sich. Denn sie wusste, dass ihr etwas genommen worden war, was rechtmäßig ihr gehörte.

»Luminda, bist du schon angekleidet?«, hörte sie eine weibliche Stimme vor der Tür ihrer Hütte.

Sie erkannte die Stimme – es war die Schamanin. Xanœk war immer rücksichtsvoll. Diese Frau wusste, wie man jeden so behandelte, dass er sich in ihrer Gegenwart rundum wohlfühlte.

»Trete ein, Schamanin!«, rief Luminda, sodass Xanœk sie hören konnte. Rasch griff sie nach einer zweiten Tasse, gab ebenfalls Teeblätter hinein und eilte damit zur Kochstelle.

»Meine liebe Luminda«, sprach die Schamanin, während Luminda heißes Wasser über die getrockneten Blätter goss. »Bitte lass die Höflichkeitsfloskeln. Wir sind eine Familie!«

Xanœk ermahnte sie immer wieder auf diese liebevolle Weise.

»Ich danke Euch«, antwortete Luminda. »Ich meine – dir!«

Sie errötete leicht und reichte Xanœk ihre Tasse.

»Oh, du liebes Ding!«, stieß die Schamanin aus. »Ich danke dir von Herzen!«

Luminda nickte ihr lediglich zu und schenkte ihr ein Lächeln. Nach dem, was Xanœk für sie getan hatte, war ein gewöhnlicher Tee aus trockenen Brombeerblättern das Mindeste, was sie tun konnte.

»Du bist so aufmerksam und rein«, sprach die Schamanin und diese Sanftheit lag in ihrem Blick. Sie stockte.

»Na ja, so rein nun auch wieder nicht«, sagte sie und lachte plötzlich auf und nickte in Richtung des Schlafzimmers, das Luminda mit Dijandor teilte.

»Xanœk ...«, stammelte Luminda und Röte huschte über ihr Gesicht.

Es war eine Sache, mit Dijandor in der Dunkelheit das Bett zu teilen. Doch es war eine andere, offen darüber zu sprechen. Denn auch wenn sie Freude bei dem empfand, was sie tat, waren da noch die alten Lehren in ihrem Kopf, die sie nie ganz loszulassen schienen.

»Ich weiß, ich weiß«, entgegnete die Schamanin. »Ich werde nicht mehr darüber sprechen.«

Dennoch lächelte sie auf eine Weise, bei der Luminda wusste, dass sie es wieder tun würde. Und obwohl es ihr unangenehm war, hatte sie nichts dagegen. Zumaldest nicht so viel wie früher.

»Du kommst aus einer anderen Welt, mein Liebes«, setzte Xanœk an. »Dort sind die Dinge einfach anders als im echten Leben. Und das ist vollkommen in Ordnung. Nur wenn du außerhalb des Königshofes überleben möchtest, ist es nicht schlecht, dich mit gewissen Themen zu befassen.«

Luminda nahm einen Schluck ihres Tees. Er war heiß. Doch lieber schluckte sie ihn hinunter, als Xanœk antworten zu müssen. Sie ahnte, worauf sie hinauswollte. Und es gefiel ihr nicht.

»Männer liegen bei Frauen, Frauen liegen bei Männern«, fuhr die Schamanin fort, »und in einigen Kulturen liegen

auch Frauen bei Frauen und Männer bei Männern. Das ist vollkommen normal.«

Am liebsten würde Luminda wegrennen. Ihre Wangen erhitzten sich.

»Wichtig ist nur ...«

»Ich muss los! Die Felder warten«, unterbrach Luminda sie hastig und sprang auf.

»Seit wann musst du so früh auf die Felder?«, fragte Xanœk mit einem Lächeln.

»Ich muss einfach los«, entgegnete Luminda und suchte nach ihrem Lodenmantel. »Es tut mir so leid!«

Es tat ihr nicht leid.

Doch das, was Dijandor und sie taten, sollte in der Dunkelheit bleiben.



Kapitel 3

Der Wagen, den sie schob, war schwer. Sie hatte die letzte Rübenernte vor dem Winter eingefahren. Entsprechend war es an diesem Tag Lumindas Aufgabe, so gut wie möglich an ihrer Ernte zu verdienen.

Sie griff an die Orthoklaskette an ihrem Hals. Mochten ihr die sieben Monde doch wohlgesonnen sein!

Sie brachte ihren Karren zum Stillstand und wischte sich mit dem Ärmel ihres Leinenkleids den Schweiß von der Stirn. Das Wetter war zwar schon kalt, doch aufgrund der körperlichen Arbeit und der warmen Kleidung kam sie trotzdem ins Schwitzen.

Wer früh genug mit seiner Ware zum Markt kam, hatte die besten Chancen auf einen guten Stand. Daher war Luminda bereits früh aufgebrochen und hatte die Rüben im Halbdunkeln geerntet.

Je besser ihr Standplatz, desto höher waren die Aussichten auf ein gutes Geschäft. Und je besser das Geschäft, desto mehr Taler erhielt sie für den Verkauf.

Sie war für einen Landwirt tätig, der sie für ihre Arbeit auf dem Feld bezahlte, indem sie sich Anteile ihres erwirtschafteten Geldes auf dem Markt behalten durfte. Das war die Vereinbarung, die sie getroffen hatten. Während des Winters würde Luminda ihm mit den Schafen helfen, da in der kalten Jahreszeit keine Rüben angebaut wurden.

»Guten Morgen«, sprach Jalyda, ein Händler, den Luminda bereits vom Sehen kannte und mit dem sie schon

ein- oder zweimal ein paar Worte gewechselt hatte. Es überraschte sie nicht, auch ihn heute bereits zeitig anzu treffen. Sie erwiderete den Gruß.

»Dass ich dich hier so früh sehe«, fuhr er fort. Luminda war nicht gerade dafür bekannt, die Feldarbeit schnell zu erledigen. Wie sollte sie dies nach so kurzer Zeit auch gelernt haben?

»Heute ist doch meine Gelegenheit für ein gutes Geschäft«, sprach Luminda.

Er warf einen Blick auf ihren prall gefüllten Karren. Seine Augen weiteten sich.

»Du bist in der Tat sehr fleißig. Das hatte ich nicht von dir gedacht«, gab er mit einem anerkennenden Nicken zu.

»Ich nehme das als Kompliment«, entgegnete Luminda, während sie die ersten Rüben auf die Verkaufsfläche hievte.

Der Marktherr ging mit lauten Rufen durch die Reihen und sammelte die Marktgebühr ein. Luminda überreichte ihm rasch einen Taler.

»Das reicht leider nicht«, machte er mit fester Stimme klar, als er einen Blick auf ihren Stand geworfen hatte. Wie immer trug er diesen grimmigen Gesichtsausdruck.

»Entschuldigt bitte«, antwortete Luminda und überreichte einen weiteren Taler, sodass der Marktherr zufrieden aussah. Er zog weiter und trieb die Gebühr bei allen anderen Händlern ein, die sich bis zu dem Zeitpunkt eingefunden hatten.

»Du verkauft noch nicht lange hier, habe ich recht?«, fragte Jalyda und rückte sich seine Kappe zurecht.

»Das ist wahr. Erst seit wenigen Wochen ernte und verkaufe ich Rüben für einen Bauern in Maryl«, erklärte Luminda und schichtete die letzten Rüben, die keinen Platz mehr in den für sie vorgesehenen Kisten hatten, lose auf die Verkaufsfläche. Ein schöner Turm von Gemüse hatte sich gebildet. Schön für das Auge und hoffentlich

auch schön genug für einen prall gefüllten Beutel. Sie hatte sich noch die Zeit genommen, die Rüben gründlich zu putzen. Je weniger Erde an ihnen haftete, desto ansprechender sahen sie für die Käufer aus.

»Bist du erst vor Kurzem nach Maryl gezogen? Hast du davor in einer anderen Stadt in Mylor gelebt?«, fragte Jalyda und seine Augen wurden groß vor Neugier.

»War es die Liebe, die dich in unsere Stadt geführt hat?«, fügte er mit einem verschmitzten Lächeln hinzu.

»Kann man so sagen«, entgegnete Luminda nach einer kurzen Denkpause.

»Na dann«, sagte er und nickte ihr zu. »Auf gute Geschäfte!«

Luminda nickte zurück. Gute Geschäfte brauchte sie.

Mit der Zeit füllte sich der Markt immer mehr. Zahlreiche Käufer schlenderten zwischen den Ständen herum und die Händler boten laut und hektisch ihre Ware feil. Heute endete für viele Landwirte die Feldarbeit, da der erste Frost nahte. Nur solche Bauern, die winterhartes Kohlgemüse anbauten, und Händler mit haltbaren Waren hatten an diesem Markttag keine Sorge. Alle anderen wollten ihre Güter loswerden. Denn Lagerplätze waren oftmals knapp. Und in der Eiseskälte stand niemand gerne am Markt.

Luminda fröstelte, als sie so dastand und der Wind durch die Stände pfiff. Sie schlang ihren Lodenumhang fester um sich und zog ihre Fingerspitzen in die von der Feldarbeit schmutzigen, nadelgebundenen Armstulpen zurück.

»Wenn das so weitergeht, erwartet uns der erste Schnee noch heute«, rief ihr Jalyda über seinen Stand hinweg zu.

Luminda wusste nichts vom Wetterdeuten. So nickte sie bloß zustimmend. Der Mann würde wohl recht haben. Oder auch nicht. Ihr war es gleich.

Plötzlich veränderte sich etwas. Doch Luminda konnte zunächst nicht ausmachen, was es war. Das Treiben ging

weiter wie gehabt. Die Händler riefen und feilschten, die Käufer gaben ihr Geld aus und füllten ihre Taschen mit Gemüse, Fleisch, Fisch und anderen Waren. Sie schien die Einzige zu sein, die etwas Sonderbares bemerkte.

Es war die Stimmung.

Mit ihrer feinen Wahrnehmung machte sie einen nahenden Stimmungsumschwung aus. Doch was hatte das zu bedeuten?

Mit einem Mal wurde die Menschenmenge anders: Die Händler richteten sich auf und machten einen geraden Rücken, um besonders ordentlich auszusehen. Die Käufer gingen zur Seite, so als würden sie etwas oder jemandem ausweichen. Und alle wurden plötzlich ruhiger und sprachen mit gedämpfter Stimme.

Und dann sah auch Luminda sie: die Einkäufer vom Königshof. Doch es waren nicht irgendwelche Bedienstete, die ihre täglichen Käufe tätigten. Es waren die angesehsten Einkäufer und der Kochmeister der Königsfamilie persönlich. Luminda kannte sie alle – hatte sie doch einst im Schloss gelebt.

Dann begann eine Welle der Ehrfurcht und des Respekts. Alle verneigten sich und vermeidten direkten Blickkontakt. Stille kehrte ein. Der ganze Markt stand ruhig. Nur die königlichen Einkäufer bewegten sich. Es war ganz schaurig anzusehen, wie die Menschen, die nicht königlichen Blutes waren, verehrt wurden, während die echte Königstochter in schmutzige Kleidung gehüllt und mit gefärbtem Haar ihre wahre Gestalt verbarg.

»Seid gegrüßt, einfaches Volk von Maryl«, rief nun derjenige, der an der Spitze ging. »Heute wird ein königlicher Einkauf getätigter. Wir brauchen Waren für das große königliche Hochzeitsessen. Die Prinzessin Sillondet feiert mit dem ersten verweilenden Schnee ihre Vermählung mit Lord Velaro!«

Luminda erstarrte. Ihr Körper wurde taub, doch es lag nicht an der Kälte. Im Gegenteil: Hitze stieg in ihr Gesicht.

»Ist alles in Ordnung mit dir?«, fragte Jalyda mit besorgter Miene, doch Luminda vermochte nicht zu antworten.

Königliche Hochzeit.

Sillondet.

Lord Velaro.

Was danach kommen würde, wusste sie. Ihre Stiefschwester, die nichts anderes als die Tochter der Frau war, die ihr Vater nach dem Ableben ihrer leiblichen Mutter geheiratet hatte, sollte den Thron von Mylor erben.

Damit wäre Luminda vollständig aus dem königlichen Geschehen entfernt. Zwar hatte sie nicht erwartet, dass noch einmal jemand auf sie zukommen oder man ihr ihr Anrecht auf den Thron zugestehen würde. Doch sie hatte es sich anders vorgestellt. In schmutziger Kleidung auf einem Markt zu erfahren, dass das Königreich, das eigentlich ihr gehören sollte, an ihre Stiefschwester überging, war ein derber Schlag mit der flachen Hand ins Gesicht.

Die königlichen Einkäufer näherten sich. In schöne Gewänder gehüllt und mit roten Wangen ob der Wärme ihrer kostspieligen Kleidung an diesem kalten Tag, stolzierten sie mit aufrechtem Gang durch die Massen.

Als wären sie etwas Besseres.

Sie waren etwas Besseres.

Zumindest war das die Meinung am Königshof.

»Diese aufgeblasenen Witzfiguren«, murmelte Jalyda kaum hörbar.

Zumindest erkannte das einfache Volk, wie sich die Menschen am Königshof aufspielten – selbst dann, wenn sie nur einfache Einkäufer und Bedienstete waren.

Ihre langen, krapprot gefärbten Wollmäntel streiften den Boden. Die teure Farbe der Kleidung deutete auf ihren

Stand hin. Einfache Bedienstete wurden nicht derart ausgestattet.

Sie erreichten Lumindas Verkaufsstand. Jetzt hieß es, Fassung zu bewahren und nicht aus der Rolle zu fallen. Mit einem leichten Knicks, der jeder Faser ihres Körpers widerstrebte, zeigte sie ihre Anerkennung. Nein, sie heuchelte Anerkennung. Dass sich die leibliche Tochter des Königs für ein paar Rüben verkaufte, war unfassbar. Und doch stand auf dem Spiel, ob sie, Dijandor und Xanæk sich im Winter genug leisten konnten. Sie konnte ein gutes Rübengeschäft nicht verpatzen – auch wenn dies im Moment die geringste ihrer Sorgen war.

»Davon nehmen wir drei Kisten«, sprach einer der Einkäufer und wirkte damit so desinteressiert, wie man sich nur vorstellen konnte. Sein Gefolge packte die Kisten auf ihren Karren, der von niederen Bediensteten in einfachem Gewand gezogen wurde.

»Nein, doch vier«, entschied er sich um. »Packt sie auf den Karren!«

Sein Ton war rau und bestimmd. Als Luminda mit ihm am Königshof zu tun gehabt hatte, war er einer der unterwürfigsten Personen gewesen. Er war den Wünschen der Königsleute und Adeligen immer zuvorgekommen und hatte alles zu ihrer vollen Zufriedenheit erfüllt. Und wenn einmal etwas nicht in Ordnung gewesen war, hatte er sich unzählige Male verbeugt und um Entschuldigung gebettelt.

Es war überraschend für Luminda, ihn jetzt so zu sehen. Das Wesen der Menschen war ganz anders, je nachdem, mit welcher Schicht sie zu tun hatten. Stand jemand über ihnen, waren sie die freundlichsten, hilfsbereitesten und frommsten Menschen überhaupt. Aber wenn jemand unter ihnen stand, gaben sie knappe Kommandos, waren herablassend und im schlimmsten Fall auch noch ungerecht.

Er drückte Luminda platt einen Beutel in die Hand. Sie fühlte den Beutel und erschrak. Das würde nicht einmal für eine Kiste reichen. Für sie selbst würde nichts übrig bleiben und der Landwirt wäre ganz und gar nicht erfreut darüber.

»Entschuldigt, mein Herr«, rang sie sich durch.

Alles in ihr sträubte sich dagegen. Doch sie konnte sich doch nicht von einem ihrer ehemaligen Diener ausbeuten lassen!

Er erschrak förmlich, da er von einer des niederen Volkes angesprochen wurde. Sie sah es in seinen Augen. Sie waren verwirrt und zornig zugleich. Er runzelte die Stirn.

»Das ist viel zu wenig«, sprach sie und richtete sich auf. Innerlich zitterte sie, doch mit den Füßen stand sie fest am Boden.

Sie konnte an seinem Gesicht ablesen, dass er mit dieser Aussage nicht gerechnet hatte. Er war nicht gerade erfreut. Oder vielmehr: höchst unerfreut.

»Was erdstest du dich, du dreckiges Waschweib?«, fuhr er sie an und eine Ader trat an seiner Stirn hervor.

Sie erstarrte. Eine heftige Reaktion hatte sie erwartet. Aber eine Beleidigung?

»Ihr könnt Euch eine Kiste leisten«, fuhr Luminda dennoch fort. »Aber für alle vier muss es mehr als dieses lausige Säckchen geben.«

Sie hatte Angst, zu schroff gewesen zu sein. Doch wenn sie im Leben einer gewöhnlichen Frau eines gelernt hatte, dann war es, dass man für sich selbst einstehen musste. Immerhin tat es ja kein anderer. Ihr Kampfgeist war geweckt. Sie würde sich nicht beleidigen lassen.

Der Einkäufer im roten Gewand holte Luft, um etwas zu sagen und Lumindas Wangen wurden heiß. Doch mit einem Mal wurde er zur Seite gedrängt und seine Worte blieben ihm im Halse stecken.

»Ihr seid es wirklich, mein Kind«, hörte sie eine ältere Männerstimme, und plötzlich fand sie sich vor einem gütigen Lächeln in einem wohlgenährten Gesicht wieder.

Der Kochmeister!

Luminda hatte sich als kleines Mädchen oft in die königliche Küche gestohlen und die ein oder andere Süßigkeit von ihm bekommen, als ihre Eltern es ihr verboten hatten. Der Kochmeister hatte seinen Posten viele Male riskiert, nur um die Prinzessin glücklich zu machen. Er war immer gütig und liebevoll zu ihr gewesen – selbst dann, wenn ihr Vater es mit ihm nicht gewesen war.

»Ihr erkennt mich?«, stammelte sie. Zuerst hatte sie sich gefreut, doch dann war diese Freude in Furcht umgeschlagen. Furcht darüber, dass jemand sie erkennen würde. Nicht ohne Grund trug sie meist eine Gugel oder Kapuze und hatte ihr Haar verändert.

»Natürlich erkenne ich Euch!«, erwiderte der Kochmeister und senkte seine Stimme, als er merkte, dass andere Händler interessierte Blicke auf die Szene warfen. »Ich bin ja so froh, dass Ihr wohllauf seid!«

Er musterte sie von oben nach unten.

»Na ja«, fügte er hinzu, »zumindest den Umständen entsprechend.«

»Ich danke Euch für alles«, antwortete Luminda und erwiderte sein gütiges Lächeln. »Das habe ich Euch viel zu selten gesagt. Um ehrlich zu sein, ist es mir erst aufgefallen, was ich an Euch hatte, als ich nicht mehr ... dort war.«

Er schenkte ihr noch ein letztes Lächeln und wandte sich dann an die Einkäufer.

»Macht ihr einen Preis, als würdet ihr zehn Kisten kaufen!«, rief er dann aus.

Lumindas Augen weiteten sich und ein breites Grinsen huschte über ihr Gesicht, als sie die schweren Säcke voll

Taler empfing, die ihr zögernde und mürrisch dreinblickende Bedienstete überreichten.

Der Einkäufer in Rot war sprachlos. Doch die letzte Instanz war nun einmal der, der das königliche Essen zubereitete. Der Kochmeister hatte nicht nur einen hohen Rang, sondern auch eine bestimmende Art.

»Passt gut auf Euch auf, Prinzessin«, sprach er und flüsterte das letzte Wort dabei so leise, dass nur Luminda es hören konnte.

»Ihr auch«, erwiderte sie, »und danke!«

Als die königlichen Einkäufer vorbeigezogen und auch die nächsten Stände passiert hatten, wandte sich Jalyda an Luminda.

»Du hast ja ein ganz gutes Geschäft gemacht heute«, sprach er und nickte anerkennend.

»Ich weiß eben zu verhandeln«, antwortete Luminda ausweichend.

»Oder aber du weißt, wo du herkommst.«

»Ich weiß nicht, was du meinst«, spielte sie zurück.

»Prinzessin?«

»Psssst«, Luminda fuhr herum. »Nicht so laut!«

Sie sah sich um, um sicherzustellen, dass ihn niemand gehört hatte. Alle waren aber wieder mit dem Handel auf dem Markt beschäftigt, sodass ihnen keiner Beachtung schenkte – außer ein paar neidischen Blicken.

»Du hast es gehört?«, fragte sie verstohlen.

»Ich habe mir schon gedacht, dass ich dich ... ähm, Euch irgendwoher kenne«, entgegnete Jalyda. »Es ist mir eine Ehre, Euch persönlich zu sprechen.«

Er machte eine Verbeugung.

»Deinen Spott kannst du dir sparen!« Luminda legte die Stirn in Falten. »Davon habe ich schon genug bekommen.«

»Das ist kein Spott.« Jalyda sah erschrocken und beleidigt aus. »Es tut mir leid, wenn dieser Eindruck entstanden ist.

Ich meine es ernst: Ihr seid unsere Prinzessin, folglich seid Ihr auch unsere zukünftige Königin. Luminda von Mylor, viele verehren Euch.«

»Du machst Scherze«, sagte Luminda und warf ihm einen Beutel Taler hinüber. »Hier, nimm das. Und dann behalte bitte für dich, wer ich bin. Ich versuche gerade, mir hier ein Leben aufzubauen.«

»Ich will Euer Geld nicht«, erwiderte Jalyda und warf den Beutel zurück. »Viele denken so wie ich. Wir wollen die rechtmäßige Königin auf dem Thron sehen und nicht irgendeine dahergelaufene Frau, die nicht einmal aus Mylor stammt und sich den Thron nur durch die List ihrer Mutter unter den Nagel gerissen hat.«

»Und wo sind diese Leute, wenn es doch so viele sind?«

Spott lag in Lumindas Stimme. Das Leben in der Stadt hatte sie rau gemacht. Zumaldest versuchte sie, es zu sein.

»Wisst Ihr«, antwortete Jalyda, »es ist schwer, eine Person zu erkennen, wenn man diese immer nur von Weitem und mit rotem, langem Haar gesehen hat. Niemand hier weiß jemanden vom Königshof sicher zu bestimmen, da sich die königliche Gesellschaft hier nicht blicken lässt. Also verzeiht, wenn einfache Menschen wie ich sich nicht trauen, eine beliebige Braunhaarige anzusprechen, ob sie denn die Retterin Mylors ist.«

Luminda schwieg für einen Moment. Es machte Sinn, was Jalyda sagte.

»Und was soll ich deiner Meinung nach jetzt tun?«, fragte sie schließlich. »Ich bin die Retterin Mylors, aber es interessiert niemanden. Und ich muss dreckige Rüben verkaufen, damit ich den Winter überstehe.«

»Dass Ihr noch nie zuvor in Eurem Leben Rüben geputzt habt, sieht man«, scherzte er und warf einen Blick auf das Gemüse auf Lumindas Stand. In der Tat entsprach ihre Ware nicht ganz dem Standard, der auf dem Markt sonst

angeboten wurde. Sie hatte aber noch nicht herausgefunden, wie man Rüben sauber bekam, ohne sie zu beschädigen und damit ihre Haltbarkeit zu verringern. Glücklicherweise war sie heute die einzige Händlerin, die Rüben an ihrem Stand verkaufte.

»Aber es gibt Wege, meine Königin«, fuhr er fort. Die Bezeichnung versetzte Luminda einen Stich. Wie lange hatte sie davon geträumt, Königin eines prächtigen Königreichs zu sein.

»Und die wären?«, fragte sie.

Das Gespräch widerstrebte ihr. Sie war müde. Ihre Knochen schmerzten. Sie spürte jede Faser ihres Körpers. Sie wollte schlafen.

»Es gibt eine Bewegung im ... sagen wir, Untergrund«, erklärte der Händler. »Ihr habt viele Anhänger. Doch diese brauchen eine gebührende Führerin. Und diese Person kann nur eine sein.«

»Und wo führe ich euch alle hin?«

»In ein friedliches und schönes Mylor, in dem sich jeder wohlfühlen kann«, fuhr Jalyda fort. »Wir wollen keine Sil-londet auf dem Thron sehen. Und auch keinen Velaro aus Lenad. Wir brauchen eine Luminda!«

»Du meinst, dass ihr mir helfen wollt, das Königreich zurückzuerobern?«, fragte sie.

»Ganz genau, Ihr habt es erfasst, Königin«, sagte er und lächelte zufrieden.

»Wo trefft ihr euch?«

»In der Taverne.«

Die Antwort kam rasch wie ein Pfeil.

»Wann?«

»Wann Ihr wollt.«

»Wir treffen uns heute«, bestimmte Luminda. »Ich bringe jemanden mit.«

Ohne Dijandor würde sie keine Pläne schmieden. Erst recht nicht mit Fremden. Sie war neu in dieser Welt. Und auch wenn sie schon vieles gelernt hatte, wusste sie, dass an jeder Ecke Betrug lauerte.

»Wenn du eine vertraute Person dabeihaben willst – nur zu«, forderte Jalyda sie auf.

»Dann heute Abend, wenn die Sonne untergeht«, erklärte sich Luminda bereit und war selbst überrascht, dass sie einem Treffen in einer Taverne zustimmte. Ein sündiger Ort war es damals für sie gewesen. Jetzt war es ein Ort der Geselligkeit und der Freude.

»Und lass das mit den Höflichkeitsformen in der Öffentlichkeit«, fügte sie hinzu. »Nicht jeder mag die Prinzessin oder ‚Königin‘, wie du sie nennst.«

»Ganz nach Eurem Wunsch!«, entgegnete Jalyda.

Offensichtlich musste Luminda es nun doch auf sich nehmen und ihren ursprünglichen Plan, Mylor zurückzuholen, angehen. Und wenn sie es nur für ihr Volk tat. Das war sie ihm schuldig, wenn das, was Jalyda erzählte, stimmte.